

Festmüthiges Sonntagsblatt

der
„Thorner Presse.“
 Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

N^o. 12.

4. Quartal.

1887.

Ellinor.

Novelle von S. Riedel.

(8. Fortsetzung.)

[12]

(Nachdruck verboten.)

„Nein, es geht nicht.“ Kurt machte eine Pantomime, als zöge er einen Strich unter die Rechnung, die auf jeden Fall stimmen mußte. „Was geschehen, ist nicht zu ändern. Wir haben uns ohne Zwang mit einander verlobt — die Anzeigen dieses frohen Ereignisses durchschwirren eben nach allen Richtungen den Kreis unserer Bekanntschaft — und ich sehe nicht den geringsten Grund zum Widerruf ein.“ Er sagte es hochmüthig und bot seiner Braut den Arm, ohne von dem Andern, der schweigend bei Seite gestanden, irgend welche Notiz weiter zu nehmen. Und Hella war eben im Begriff, mit einem Blick voll Trauer und Resignation, ihre Hand in den Arm ihres Bräutigams zu legen, als eben jener Andere mit einem raschen Schritt vorwärts sich zwischen Beide stellte.

„Sie verstanden es wohl nicht, daß diese junge Dame mir ältere, bessere Rechte einräumt, als sie Ihnen von ihr zu Theil geworden?“ wandte er sich in einem leise klingenden und doch scharf accentuirten Ton an Runo, dessen stattliche Erscheinung mit kalten und zugleich drohenden Blicken messend.

„Ich bin mit dem mir gewährten Antheil vollkommen zufriedengestellt,“ entgegnete der junge Offizier sehr ruhig und machte Miene, wieder an Hella's Seite zu treten, welche Absicht abermals durch Jenen gehindert wurde.

„Fräulein v. Hohenhorst,“ wandte er sich

dieser zu, „würden Sie wohl die Güte haben, zu erklären, wem von uns Beiden Sie den Vorzug geben, sich Ihnen nähern zu dürfen?“

Sie sah schwankend von Einem zum Andern — in die furchtbare Nothwendigkeit versetzt, Einen von ihnen tödlich beleidigen zu müssen,

Runo sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Fort!“ herrschte er seinem Gegner zu. — „sehen Sie nicht, wie Ihre Härte die Arme zu Boden schmettert? — Wer sind Sie, daß Sie es wagen dürfen, der Komtesse auf solche Weise zu begegnen?“

„Da Ihnen mein Name von Wichtigkeit scheint, habe ich keinen Grund, ihn zu verschweigen! Ich heiße Edward Müllner und bin der sehr ehrenwerthen Familie des allbekanntesten und geschätztesten Kommerzienrathes Müllner nahe verwandt.“

Runo, bis dahin mit der Sorge um die Ohnmächtige beschäftigt, gab ihr die weiche Kissenbank zum Ruheplatz, und richtete sich nach den letzten Worten des Redenden jäh empör. „Sie legen einen sonderbaren Nachdruck auf Ihre Worte,“ sagte er, indem sein Antlitz sich röthete. „Auch ich gehöre der Familie an, welche Sie soeben erwähnten, — ist Ihnen unter den Eigenschaften derselben eine bekannt, die den Namen der Ehrenhaftigkeit nicht verdient?“

Edward Müllner ließ die scharfe Frage unbeachtet. „Also mein Vetter Runo,“ versetzte er, mehr jedoch, als ob er mit sich selber spräche. „Die Sache könnte folglich sogleich zum Austrag gebracht werden, wenn nicht —“ sein auf Hella fallender Blick vollendete den Satz.

„Die Komtesse wird sich unterdessen erholen,“ fiel Runo mit einer Ungeduld und Gereiztheit ein, wie sie ihm sonst fremd war. „Es ist gut, wenn sie nicht zum Bewußtsein erwacht, bis wir eine kurze Aussprache mit einander gehalten haben. Für's Erste: Ich bin allerdings Runo Müllner, aber von einer Vetterchaft mit Ihnen weiß ich nichts.“

„Wirklich? — Sollte man Sie völlig in Un-



Alexander Ziegler. (Mit Text auf Seite 96.)

zitterte sie wie ein vom Sturmwind hin und her bewegtes Rohr. Die Furcht vor dem Kommenden raubte ihr die Sprache, ihre Ueberlegung schwand, sie wäre zu Boden gesunken, wenn

halten haben. Für's Erste: Ich bin allerdings Runo Müllner, aber von einer Vetterchaft mit Ihnen weiß ich nichts.“

gewißheit geoffen haben über jene That, die freilich mehr wie ein Nachtvogel das Licht des Tages zu scheuen hat?" Etwas unsicher blickte Edward seinem Verwandten in's Auge. "Schlau und berechnend genug mag man wohl zu Werke gegangen sein."

"Sprechen Sie," stieß Kuno, ihn unterbrechend, hervor. — "Sprechen Sie von dem Kommerzienrath Müllner, meinem Vater, einem Ehrenmann in des Wortes vollster Bedeutung?"

"Ehrenmann!" — Es lag ein verächtlicher Klang in der Stimme. — "Wenden Sie das Gegentheil dieser Bezeichnung auf Ihren Vater an und Sie haben das Richtige getroffen."

"Nichtswürdiger Verleumder!" knirschte der junge Mann und holte, einen scheuen Seitenblick nach seiner Braut hinwerfend, welche immer noch in todtähnlicher Erstarrung dalag, zum Schläge aus. Geschickt wußte Edward dieser Berührung indessen auszuweichen.

"Nicht so hitzig," entgegnete er dabei ganz kaltblütig. "Sie werden Ihre Beleidigung gern zurücknehmen wollen, nachdem Sie diesen Brief gelesen haben." — Er hielt ihm ein Blatt entgegen, das Kuno mit vor Erregung zitternden Fingern ergriff und sich vor Augen hielt. Der Mond schien hell, das Papier war weiß und glänzend und die Handschrift groß und deutlich, ihm auch wohlbekannt, wie er sich bald überzeugte, so daß er nicht Mühe hatte, sie zu entziffern. "Ein Verräther," sagte er, und während er las, nahm sein Gesicht einen Ausdruck an, vor welchem Edward in peinlicher Bewegung die Blicke abwandte.

"Ein teuflisches Lügengewebe," leuchtete er endlich hervor und fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn.

"Es ist die Wahrheit," sagte sein Gegner, d. s. Schreiben Fernons wieder an sich nehmend, und in seiner Stimme, obwohl sie nicht hart und auch nicht triumphirend klang, lag ein Etwas, das Kuno niederstimmte, als hätte er einen ungeheuren Schlag empfangen.

"Gott, Gott!" stöhnte er auf, "und das waren meine Eltern? Das war meine Mutter, die mich vor jedem rauhen Wort schützte, welches etwa mir zu Ohren hätte kommen können?"

"Was bleibt wohl übrig von jenen Idealen, die sie vor mir aufbaute?" — In Staub zerfällt der Tempel, in dem sie opferte. —

Gold, Ehre, guter Name, all' ihr hochgepriesenen Güter des Lebens, fahrt wohl! Ach! — Es war ein langer, schmerzlicher, schmerzlicher Ton, der fast wie ein Schluchzen klang.

Er verurteilte Edward, sich nach ihm umzuwenden, dessen Gesicht nach aufwärts gerichtet war. "Wie jung er noch ist!" dachte er, der dieselben Jahre zählte.

Als er nach einer Weile Kuno's Namen nannte, begegneten sich die Blicke der beiden jungen Männer und ruhten in einander, eine Stimme und dennoch bereite Sprache führend. Kuno brach zuerst das Schweigen. "Nein," sagte er, als ob er einen Einwurf des Andern beantwortete. — "ich bin nicht bereit — aber einen anderen Ausweg weiß ich nicht."

"Doch," entgegnete Edward, der nicht nach dem Reize zu fragen brauchte, "doch, es giebt einen! — Auch mir ist das Leben ein leerer Schall geworden," fuhr er nach einem Blick voll finsterner Anklage auf die wie leblos in sich zusammengesunkene Mädchengestalt fort, — "und da Einer von uns dem Andern weichen will und muß, so mag das Loos unter uns entscheiden. Sind Sie einverstanden?"

Kuno's abgespannte Züge nahmen einen lebhafteren Ausdruck an und eine helle Röthe, selbst im Mondlicht deutlich erkennbar, stieg bis zu seiner Stirn hinauf. Gedachte er der unheilbaren Wunde, die er dem Mutterherzen schlagen wollte? Gedachte er des Vaters, der,

alles dessen beraubt, was seinem Leben Werth gab, einsam zum Grabe wallen mußte? Oder tauchte noch eine andere Gestalt vor ihm auf, lieblich wie eine Maienrose, weckend um ihn? —

"Ich bin den amerikanischen Sitten und Gebräuchen treu ergeben," unterbrach Edward das eingetretene Schweigen. "Der eine derselben, den ich eben in Vorschlag gebracht, ist für unseren Fall wie geschaffen. Hören Sie mich auch? — Es kann ja möglicherweise Alles beim Alten bleiben." — Seine Stimme klang fast schmeichelnd — es war, als empfände er schon im Voraus die wilde Lust der Aufregung bei dem frevelhaften Spiel: Leben um Leben.

Wild auch freiste das Blut durch Kuno's Adern und brandend stieg es ihm in's Gehirn. — "Er oder ich, Beide so jung — Einer so schuldlos wie der Andere — und doch! — wie das brennt hier im Herzen, hier in der Stirn unter seinen Blicken — und so würden die Blicke aller Menschen auf mir ruhen. —

"Wohl, es gilt," rief er laut aus, so laut, daß das Echo den Schall weitertrug — "so, oder so — die Gerechtigkeit wird die schwarze Kugel auf meine Seite rollen lassen — ein ehrenvoller Ausgang nach manchen Begriffen" — er dämpfte seine Stimme: "mag er Sie milder stimmen bei Ihrem Urtheil, später." — Nicht vor Edward hintretend, reichte er ihm seine Karte, auf welche er einige Worte mit Bleistift hingekritzelt. "Sie werden mich morgen Vormittag in meiner Wohnung antreffen, — die Komtesse sind Sie wohl so gütig, heimzuleiten." — Er richtete sich straff auf, grüßte mit ärgerlich und war unter dem Dunkel der Bäume verschwunden.

Hella hatte unterdessen Zeichen wiederkehrenden Lebens und Bewußtseins gegeben, — mit verwirrten Blicken sah sie um sich her.

Finster und schweigend stand Edward neben ihr, sie schaute zu ihm auf und schrak heftig zusammen. "Was bedeutet das Alles?" fragte sie. "Wie im Traum hörte ich Rede und Gegenrede."

"Fühlen Sie sich wohl genug, Komtesse, den Heimweg antreten zu können?" fragte er dagegen und seine Stimme klang rauh vor innerer Bewegung.

"Welche harte Sprache führen Sie mit mir, Edward Torsten?" sagte sie klagend, indem sie, ihm voran, den kürzesten Weg nach dem Schlosse einschlug.

"Wundert Sie das, Komtesse?" Er hielt inne, als ob er ihre Antwort erwarten wolle, und als sie schwieg, fügte er hinzu: "Gestatten Sie mir noch, Ihnen meinen wahren Namen zu nennen, ich heiße Edward Müllner und bin ein Better Ihres Verlobten — es ist eine etwas verwickelte Geschichte, welche die Frau Kommerzienrätthin vielleicht die Güte hat, Ihnen näher auseinanderzusetzen." Sie waren in den Blickkreis des Schlosses getreten, und er verneigte sich grüßend zum Lebewohl. Hella war allein.

Sie stand ein paar Minuten da, ohne sich zu regen. Sie sah's an den erleuchteten Fensterreihen des Schlosses wie von Schattenbildern hin und her wogen. Es kam ihr auch in den Sinn, daß man wohl über ihr langes Ausbleiben beunruhigt sein würde, aber sie war unfähig, sich von der Stelle zu bewegen. Sie stand da wie gelähmt. Und als sie ihren Namen rufen hörte, ihren Arm erfaßt fühlte, folgte sie willenlos den Beiden, die sie in's Schloß führten — ihrer Mutter und der Kommerzienrätthin, ohne erklären zu können, was ihr geschehen.

Der eilends herbeigerufene Hausarzt erklärte diesen Zustand für eine hochgradige Nervenerschütterung, und damit mußte sich die Gräfin vorläufig zufrieden geben. Aber aus den abgebrochenen Reden der Kranken zog sie ihre eigenen, nicht eben ermuthigenden Schlüsse.

Zu Seite überflog sie die Liste ihrer neuen Verpflichtungen, die sie im Hinblick auf die glänzende Versorgung ihrer Tochter eingegangen. Und dann lauschte sie wieder den Phantasien Hella's: "Sie haben mich Beide verlassen." — Eine trübe Aussicht!

Doch schon faßte Excellenz wieder neuen Muth. "Zu einer Badereise reicht's immer noch," sagte sie vor sich hin, "und Hella wird sich schnell erholen, ich kenne das." Dann erhört sie einen ihrer treuesten Verehrer, den Fürsten Chodnicki z. B., der zwar kein Jüngling mehr ist, aber große Reichthümer besitzt, wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß. Es bedarf nur eines kleinen Entgegenkommens von Seiten Hella's."

Und eben stöhnte Hella schmerzlich auf in dem schweren Schlaf, der ihrer fieberhaften Unruhe doch wenigstens ein Ziel setzte. Excellenz nickte befriedigt vor sich hin.

Im Gartenzimmer dagegen saß die Kommerzienrätthin, ihren Sohn erwartend. Aber Stunde um Stunde verstrich, und er kam nicht. Und da fühlte sie's, daß etwas, wie aus dem finsternen Schoß der Erde, vor ihr emporstiege, sie fühlte es an dem stürmischen Schlag ihres Herzens.

* * *

Ellinor, in ihrer Verlassenheit, nachdem sie aus der Residenz wieder zurückgekehrt, hatte bei der Vorsteherin des Erziehungsinstituts eine Zuflucht gesucht und gefunden. Aber eine seltsame Raftlosigkeit, wie eine Ahnung drohenden Unheils, hatte sich ihrer bemächtigt. Dieselbe wurde noch erhöht durch ein Billet, welches Kuno selber der Vorsteherin für Ellinor übergab. Er hatte dieselbe im Elternhause sprechen wollen, und als man ihm dort von einem plötzlichen Verschwinden berichtet, war ihm der Gedanke gekommen, sie könne möglicherweise den Aufenthalt im Institut demjenigen im Elternhause, das ihr doch niemals ein wahres Heim gewesen, vorgezogen haben. Und nun hätte er sie, ihn in dem zu dem Pensionat gehörigen Garten zu der von ihm bestimmten Stunde — sie solle Sorge tragen, daß sie ungestört blieben — zu erwarten.

Diese Stunde war nun da, von Ellinor wie ein Glück, auf das sie nimmermehr zu hoffen gewagt, herbeigeführt. Und nun stand sie im Garten und athmete bang auf.

Warm und schwül war die Luft, neblige Dünste lagen über dem Garten, in strahllosem Roth hing die Sonne, einem Riesenball gleich, über dem dunklen Gebüsch, das kein noch so leiser Lufthauch bewegte.

Ruhig und gesammelt, wie es sonst nicht seine Art gewesen, trat Kuno ihr hier entgegen. "Ich warte schon lange," sagte er. "Ellinor, ich bin nur gekommen, um Dich zu fragen: Kannst Du mir verzeihen?"

Sie sah ihn an — die Angegriffenheit seiner Züge mußte ihr auffallen, ebenso wie die Art und Weise seiner Begrüßung — sonst aber, in seinem Aeußern war keine Veränderung wahrzunehmen. Sein eleganter Zivilanzug, sein sorgfältig geordnetes, lockiges Haar, der seine Duft seines Lieblingsparfüms, der ihn umgab — es war Alles, wie es früher gewesen. Dennoch bemächtigte sich ihrer eine beklemmende Angst, welche ihr die Gedanken zu verwirren drohte. Und sie hatte ihm doch soviel zu sagen! Sie seufzte tief auf.

"D, Kuno, anzuklagen hab' ich mich," entgegnete sie, als Antwort auf seine Frage. "Ich zürnte Dir so sehr, daß ich Alles daransehen wollte, um Dir zu schaden: meine Liebe zu Dir, mein ruhiges Gewissen."

(Schluß folgt.)

Die Eiche.

Eine naturhistorische Skizze von P. Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Ich trat in einen heilig düstern Eichwald,
Da hört ich, leif und lind,
Ein Wächlein unter Blumen flüstern,
Wie das Gebet von einem Kind."

Fürwahr, es giebt nichts Schöneres, Erhebenderes, Ehrfurcht Erweckenderes, als der Laubwald mit seinen gigantischen Gestalten. Wo die schlanken Buchenstämme sich mischen mit den knorrigen, alten Recken der Eichen, die ihre Riesenarme weit in die Lüfte hinausstrecken und im Verein den grünen Laubdom über uns wölben, da ruht es sich auf dem grünen, sanften Moosteppich so schön, da träumt es sich so angenehm, daß man sich gar nicht wieder von den alten Riesen trennen mag. — In unserer herrlichen norddeutschen Tiefebene, besonders in der Provinz Schleswig-Holstein am Gestade des baltischen Meeres mit seinen tief in das Land einschneidenden Bufen und Föhren, wie sie hier genannt werden, stehen noch viele kleine Wälder, Hölzungen und Horste, die fast nur Eichen und Buchen enthalten.

Hier lastet noch nicht die düstere, unheimliche Nadelwaldnacht auf uns, die etwas so Drückendes hat für denjenigen, der nur den freundlichen Laubwald gewohnt ist. Meistens kommen Eichen und Buchen im Gemisch vor, selten eine dieser Baumarten ganz allein, und wenn doch, so ist es der reine Eichwald, der am seltensten vorkommt. Stellenweise jedoch bilden die Eichen einzelne kleinere Horste.

Im dänischen Wohlld, auf Schwanen, in Angeln, auf Sundewitt und weiter nach dem Norden giebt es noch herrliche Eichen, wahre Riesen, an deren Stämmen schon manches Jahrhundert vorübergegangen ist. Was für Stürme und Ungewitter mögen durch ihre starken Riesenarme hindurchgetobt sein? Wie mancher Wetterstrahl mag an den mächtigen Leibern derselben herabgefahren sein, ohne sie zu vernichten? Wie viele ihrer Brüder mögen sie neben sich haben hinsürzen sehen unter den scharfen Schlägen der Art? Was würden uns diese ehrfurchtgebietenden, auf Jahrhunderte zurückschauenden Gestalten erzählen können von der Vergangenheit, wenn ihnen die hehre Gabe der Sprache vergönnt wäre? Ist es nicht, als wenn sie uns von längst vergangenen Tagen erzählen wollen, wenn der Wind so leise und lind durch ihre Blätter streicht und die Blätter zu lispeln und zu flüstern scheinen? Dückt es uns nicht wie ein Gruß aus ferner Zeit?

Alte Leute wissen sich sehr gut zu erinnern, daß die Wälder in ihren Jugendtagen bedeutend umfangreicher waren und daß noch ganz andere Waldriesen ihre Leiber gegen Himmel streckten als jetzt. Man hört wohl darüber klagen und dauern, daß die Wälder so schändlich vernichtet sind, bloß aus berechnender Gewinnsucht, aber dabei bleibt es denn auch. Es wird niedergewunden und niedergeschlagen, das bringt Gewinn, aber es wird nicht wieder aufgebaut und angepflanzt, denn das kostet Zeit, Mühe und, was das Schlimmste ist, Geld.

Was mögen es wohl für herrliche Wälder gewesen sein, worin unsere alten Vorfahren wandelten! Der Wald war ihnen ein Heiligthum, wie es uns nur das Gotteshaus sein kann. Mit heiliger Scheu, lautlos und andächtig traten sie in die den Göttern geweihten Haine. Im heiligen Walde feierten sie ihre Opferfeste und verehrten unter den Laubkronen allerlei Götter und mythische Wesen. Tacitus sagt von den alten Germanen, daß sie ihre Götter für zu hoch und erhaben hielten, als daß sie solche in enge Tempelmauern einschließen und verehren konnten. Die Eiche war bei ihnen

ein Symbol des Donnerers Donar oder Thor. Einige recht alte, ehrwürdige Eichen wurden deshalb göttlich verehrt. Hier im Norden war es bei Todesstrafe verboten, den kleinsten Zweig in den heiligen Hainen abzubrechen. Die alten Preußen sahen in ihrem Gotte Perkunus den Beschützer der Eichen und erhielten ihm ein ewiges Feuer von Eichenholz. Die Dbotriten pflanzten noch im achten Jahrhundert eine Eiche an die Ostseite ihrer Gräber. Eine altgermanische Sitte war der am Feuerherd angebrachte Eichenstamm, der das ganze Jahr fortglühte, um am Tage der Winter-Sonnenwende vollständig verbrannt zu werden. Die so gewonnene Asche ward dann aufgehoben, um in den zwölf bedeutungsvollen Nächten, vom 25. Dezember bis zum 6. Januar, auf die Felder gestreut zu werden. Dadurch meinte man die Fruchtbarkeit der Felder zu erhöhen. Die Eiche zu Dodona in Nordgriechenland war der Sitz des ältesten hellenischen Orakels. Ihre Priester weißsagten aus dem Klüstern und Klauten der Blätter. Bei den Römern war die Eiche dem Jupiter gewidmet. Auch bei den Persern und Israeliten stand die Eiche in hohen Ehren.

Wir dürfen uns nicht darüber wundern, daß die Eiche so oft und so innig mit den Göttern in der Mythologie in Verbindung gebracht wird. Ist sie doch auch uns das Symbol der Kraft, Beharrlichkeit, Ausdauer und Festigkeit. Die Eiche wird besungen in unseren deutschen Volks- und Vaterlandsliedern: „Fest und unerschütterlich wachsen unsre Eichen.“ Mag auch der Sturm durch ihre Kronen toben, mag der Blitzstrahl vernichtend gegen sie geschleudert werden, daß sie nackt und kahl dasteht, ihrer Nester beraubt, vernichtet kann er den festen, harten Riesenleib nicht. Seit Klopstock's Zeit ist die Eiche der deutsche Nationalbaum, früher galt die Linde als der eigentliche deutsche Baum. Schleswig-Holstein, dieses meerumschlungene Land auf ewig ungetheilt, nennt sich das Land der Doppelteiche. An vielen Stellen findet man daher auch unter den Eichen, die als Gedenkzeichen nach dem letzten französischen Kriege gepflanzt wurden, Doppelteichen, solche, die nur unten an der Wurzel mit einander verwachsen sind.

Die Eiche (*Quercus*) ist eine Pflanzengattung aus der Familie der Kuguliferen. Von den 343 verschiedenen Eichenarten, welche man kennt, gehören 184 Asien, 142 Amerika und nur 17 Europa an. Afrika besitzt keine Eichenarten, die daselbst ihre ursprüngliche Heimath haben, und Australien besitzt gar keine Eichen. Wir können demnach 201 Eichenarten der alten und 142 der neuen Welt unterscheiden.

Die Eichenarten wachsen meistens nur sehr langsam; erreichen dafür aber auch ein hohes Alter. Erst mit 200 Jahren ist eine Eiche ausgewachsen. Eine Eiche von 10 Jahren vermag noch eine Kinderhand leicht zu umspannen. Das Alter einer im Jahre 1857 bei Breslau zusammengestürzten Eiche hat man auf über 1000 Jahre geschätzt. Eine Eiche bei Saintes in Frankreich von ungefähr 19 m Höhe und 8,7 m Durchmesser soll, wie man schätzt, gegen 2000 Jahre alt sein. Die alten Eichen, welche im Muskauer Park stehen, sollen noch aus der Heidenzeit stammen. Wie alt die Eichen eigentlich werden können, ist schwer festzustellen, und die Ansichten darüber gehen sehr weit auseinander; denn während Einige meinen, daß sie nicht über 500 Jahre alt werden, berechnen Andere ihr Alter auf Jahrtausende. So viel ist aber gewiß, daß sie ein sehr hohes Alter erreichen können und zugleich noch, daß sie ganz riesige Dimensionen anzunehmen vermögen. Die den alten Preußen geheiligte Eiche bei Wehlau soll fast 16 m dick gewesen sein und die Höhlung im Stamme so groß, daß ein

Reiter sein Pferd darin tummeln konnte. Von jetzt noch stehenden Exemplaren kennt man freilich keines von solcher Stärke, aber wir haben noch Eichen in Schleswig, die vier Mann nicht zu umspannen vermögen. In Kolleröd in Schweden steht eine Eiche von 11 m Umfang; eine andere zu Klosterwalde in Schonen mißt ungefähr 12 Meter. Auch die Höhe der Eichen ist bisweilen eine ganz enorme. So kenne ich eine solche im östlichen Schleswig, die freilich nicht über 1,25 m dick ist, aber eine Höhe von ungefähr 28 m hat. Man will gar behaupten, daß es Exemplare von 50 m Höhe geben soll. Wenn die Eiche einen freien Stand hat, daß sie sich mit ihren Aesten ordentlich ausbreiten kann, dann streckt sie ihre Aeste fast wagerecht nach allen Seiten aus, oft in einer Ausdehnung von 12—15 Metern, so daß die Krone einen Umfang von 80—100 m hat.

In den ersten Jahren wächst die Eiche sehr ungerade und knickig; erst mit 15—20 Jahren beginnt sie sich ordentlich zu strecken. Der Stamm hält sich in den ersten 40 Jahren glatt, dann aber bilden sich allmählig Risse in der Borke, die mit dem zunehmenden Alter immer tiefer werden. Die Wurzel dringt oft bis über 2 m tief in die Erde und treibt viele und starke Nebenwurzeln, so daß der Sturm, wie gewaltig er auch die Eiche schüttelt und rüttelt, sie dennoch nicht zu entwurzeln vermag. Die Eiche erfordert deshalb aber auch einen tiefgründigen Boden, wenn sie ein rechtes Gedeihen haben soll.

Wir unterscheiden bei uns vornehmlich zwei Eichenarten. Die Stein- oder Wintereiche (*Quercus sessiliflora*) und die Stiel- oder Sommereiche (*Quercus pedunculata*). Erstere kennzeichnet sich durch ihren breiten, niedrigen und massigen Wuchs. Die Blätter sind deutlich gestielt, ohne ohrähnliche Anhängsel an der Basis und haben 6—8 ziemlich regelmäßige Einschnitte. Die Frucht ist mehr eiförmig und steht an einem sehr kurzen Fruchtsiel, weshalb sie auch Traubeneiche genannt wird. Die Blüthen entfalten sich mit den Blättern und bilden die männlichen Käzchen. Die Eiche gehört daher auch zu der Ordnung der Käzchenbäume (*Amentaceae*). Letztere kennzeichnet sich durch ein mehr majestätisches Ansehen. Sie zeigt mehr Schönheit und Anmuth. Die kurzgestielten, fast sitzenden Blätter haben ohrähnliche Anhängsel an der Basis und nicht gerne mehr als fünf Lappen an den Seiten. Sie blüht auch mit der Entfaltung der Blätter und trägt 1—3 mehr längliche Früchte an langen Fruchtsielen. Fürwahr, ein stattliches Geschwisterpaar! Wie der Löwe der König der Thiere, so ist die Eiche die Königin der deutschen Wälder. Jede der beiden Geschwister will für sich herrschen, ihr eigenes Reich haben. Während die Sommereiche am besten in den Ebenen gedeiht oder am Fuße der Gebirge und zu ihrem Gedeihen mehr Wärme erfordert, gedeiht die Wintereiche mehr in den Gebirgsgegenden und zieht sich weiter nach dem Norden hinauf, gar bis über die Grenzen der Buche.

Die Kerben in den Blättern schreibt die Volksjage dem Teufel zu. Der Teufel hatte mit einem armen, herabgekommenen Bauer einen Vertrag abgeschlossen, wonach dessen Seele sein Eigenthum sein sollte, wenn die Eiche kein Laub mehr trüge. Als nun der Herbst herankam und alle Bäume ihr Laub verloren, behielt die Eiche ihre Blätter. Wie aber im Frühling einzelne Blätter zu Boden fielen und der Teufel sein Opfer holen wollte, führte ihn der Bauer in den Wald und zeigte ihm das junge Grün neben den alten Blättern. In seinem Grimme fuhr der Böse mit seinen Krallen in die jungen Blätter, die von da an gekerbt blieben.

In den großen und dunklen Wäldern Deutschlands trifft man die Eiche nur selten. Sie liebt die Freiheit und ist ein Freund des Lichts.

Die Kunst in Kamerun.

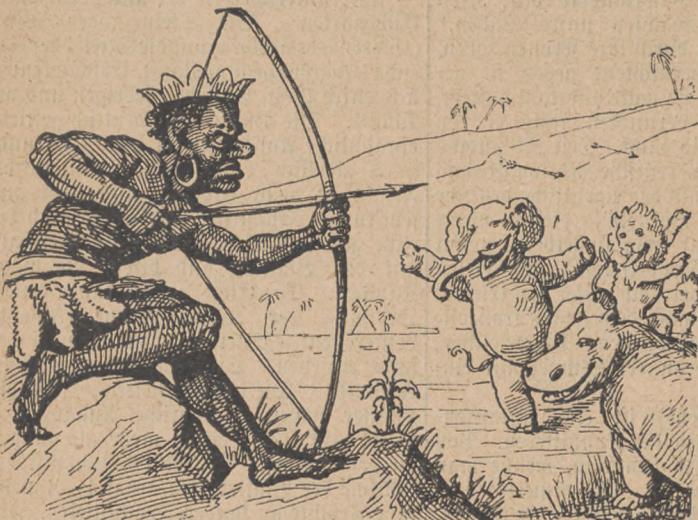
Originalzeichnung von C. Hader.



Maler Kler, fix und gewandt,
Porträtirt in fernem Land.



König Bau-Bau, hochansehnlich,
Mit dem Bogen. — Gott, wie ähnlich!



Was ist das für Zauberei —
"Jeder Schuß geht heut' vorbei!"



"Ha! Der Bicht, der mich geklert,
Hat den Bogen mir verhext."



"Streich den Bogen aus, du Gauch,
Sonst verschlingt dich gleich mein Bauch!"



Wieder stürzt bei jedem Schuß
Leu und Hippopotamus.



Sahenfrühstück. Originalzeichnung. (Mit Text auf Seite 96.)

Licht, Thau und Luft müssen sie frei treffen können. Nur im freien Raum kann sie sich stark und kräftig entwickeln und ihre Glieder ausdehnen. Daher ist sie so recht das Symbol der freiheitsliebenden Deutschen, die von jeher keine Knechte sein wollten und das Joch der Knechtschaft bald wieder von sich abschüttelten; das mußten die Römer, das mußte Napoleon I. erfahren. Daher singt denn auch der Dichter und wir mit ihm: „Wie die Eichen himmelan trotz den Stürmen streben, wollen wir auch ihnen gleichen, frei und fest wie deutsche Eichen unser Haupt erheben.“

Zahllose Schaaren von Vögeln und Insekten beleben die Eiche, selbst Pflanzen in großer Zahl schmökern an diesen alten Waldriesen. Da nennen wir die mancherlei Arten Sommerwurz, Flechten und Moose. Der Epheu windet sich gerne an seinem Stamme hinauf und in seinem Geäst senkt die Mistel ihre Wurzeln bis tief in das Zellgewebe hinein, so ein leichtes, müheloses Leben zu führen. Schwärmend umsummt und umschwirrt eine Legion von Insekten die Eiche; kein Baum beherbergt eine so ungeheure Anzahl derselben. Darunter sind aber einige, die für den Baum sehr schädlich sind. In das Zellgewebe der steifen, markigen Blätter bohren die Gallwespen ihren Legstachel, um ihre Eier hier ausbrüten zu lassen. Bald schwillt das Blatt an von dem Andrang des Bildungsaftes und es entsteht der Gallapfel, der für die Färberei und die Bereitung der Tinte ein gesuchter Artikel ist. Jedoch sind die Galläpfel der deutschen Eiche weniger gut und gesucht. Die besten erhalten wir von der in Kleinasien heimischen, immergrünen Gallische (*Quercus infectoria*). Ein anderes schädliches Insekt ist der Maikäfer, der manchmal die Eiche kahl macht, daß die Zweige aussehen wie Besenreis. Glücklicherweise kommt dieser schädliche Käfer nur alle vier bis fünf Jahre. Andere schlimme Feinde sind der Projektionspinner und der Eichenblattwickler. Das feste Holz des Stammes wird oft von den Larven der Riesenholzwespe durchbohrt. Doch können alle diese schädlichen Thierchen nur den jungen Eichen gefährlich werden und zwar auch nur dann, wenn sie mehrere Jahre hintereinander auftreten. Ueberhaupt werden unsere deutschen Eichen von zweihundert verschiedenen Insektenarten belebt. Wo ein solch reichlicher Fisch gedeckt ist, da hält sich denn auch eine Menge Vögel gerne auf, denen diese Insekten entweder zu ihrer ausschließlichen, oder zu ihrer Lieblingsnahrung von der Natur bestimmt sind. Auf keinem Waldbaume finden wir daher auch so viele verschiedene Arten unserer beliebten Säger und anderer Vögel vertreten.

Das Eichenholz ist wegen seiner Festigkeit und Dauerhaftigkeit sehr gesucht. Besonders findet es beim Schiffbau und bei Wasserbauten eine ausgebehnte Verwendung. Früher wurde es denn auch allgemein als Bauholz benützt. Alte Häuser sind meistens aus Eichenholz aufgeführt; jetzt aber, nachdem es so sparsam geworden ist, wird meistens das billigere und leichter zu verarbeitende Nadelholz dazu verwendet. Die meisten Handwerker können ohne Eichenholz nicht fertig werden. Fassbinder, Tischler, Mühlenbauer, Schiffsbauer, Drechsler, Wagenbauer, alle müssen sie Eichenholz gebrauchen. Als Brennholz steht es hinter dem Buchenholz zurück. In den Fischräuchereien werden die Eichenspähne und die abgenutzte Eichenlohe benützt, um den Fischen die schöne goldgelbe Farbe zu geben. Die Rinde dient als Gerbmateriale zum Garmachen des Leders. Im Frühjahr werden die Eichen geschält, und nachdem die Borke getrocknet und von Moos, Flechten und fauligen Theilen befreit ist, wird selbige in kleine Stücke zerhackt, um dann auf eigens dazu eingerichteten Lohmühlen zu Loh-

vermahlen zu werden. In dem Herzogthum Schleswig ist es noch vielfach Gebrauch, die Eiche auf dem Stamme zu schälen. Diese Methode verdient den Vorzug. Die Eichen bleiben dann noch bis zum Herbst stehen, die Säfte treiben noch schwache Reiser, und da der Baum keine Nahrung aus der Erde und der Luft mehr zu sich nehmen kann, so wird das Holz saftfreier und soll bedeutend besser sein, als wenn die Eiche mit der Borke gefällt wird. In vielen Gegenden Deutschlands, Frankreichs und Belgiens ist der Schälwald im Betrieb und von großer Bedeutung. Am besten eignet sich hierfür die Trauben- oder Winterreiche. Die jungen, 15—20 jährigen Eichen werden zu dem Zwecke im Frühjahr nahe an der Erde abgehauen und dann geschält. Die Wurzelstöcke treiben immer wieder neues Holz. Die Früchte der Eiche, die Eicheln, geben eine gute Schweinemast ab. Früher wurden in den großen deutschen Wäldern die Schweine im Herbst zur Eichelmast in den Wald getrieben. In Schleswig-Holstein sollen auf diese Weise einzelne Güter 10 000 bis 20 000 Schweine gemästet haben.

Unter den nicht in Deutschland einheimischen Eichen merken wir uns noch die schon angeführte kleinasiatische Galleiche (*Quercus infectoria*), ferner die nordamerikanische Färbereiche (*Quercus tinctoria* W.), deren gemahlene Rinde als Quercitronrinde zum Gelbfärben in den Handel kommt. Wichtig ist auch die Korkeiche (*Quercus ruber* L.), ein südeuropäischer, häufig in Spanien kultivirter Baum, welcher in seiner Rinde das schwammige, leichte Korkeholz liefert, das, bis zu 5 cm Dicke, ein schätzbare Material für Flaschenköpfe, Korkeisen, Schwimmaparate, Rettungsboote und Korfbilderei abgiebt. Die Rinde wird alle acht bis zehn Jahre geschält, wobei man sich aber hüten muß, die unter derselben liegende feine Haut zu verletzen, weil dann der Baum ausstirbt. Mit der Korkeinde wird in Spanien ein bedeutender Erporthandel getrieben. In Spanien, Süd-Frankreich und Nordafrika kommt ferner noch die Balotteneiche häufig vor, die wegen ihrer eßbaren Früchte viel kultivirt wird. Aehnliche Eichenarten mit eßbaren Früchten hat man in China und Japan. Auch unter den strauchartig wachsenden Pflanzen hat die Eiche ihre Vertreter. Zu diesen strauchartigen Eichen gehört die südeuropäische Kermese- oder Scharlach-eiche (*Quercus coccifera* L.), von welcher die Hüllen der Kermeschilblaus gesammelt und als Kermesbeeren oder Scharlachkörner für die Färberei in den Handel gebracht werden. Dieser Baum bildet in den Vereinigten Staaten große Wälder und sein Holz wird vielfach nach England ausgeführt.

Hineingefallen.

Humoreske von A. Lex.

(Nachdruck verboten.)

Auf der Ahnenburg, einem fürstlichen Jagdschlosse, herrschte große Aufregung. Soeben war ein Eilbote angelangt, welcher die Nachricht überbrachte, daß Serenissimus, der vielgeliebte Landesvater, seinem Jagdschlosse in den nächsten Tagen einen Besuch abstaten würde. Seit langen Jahren zum ersten Male wieder!

Es ist wohl begreiflich, daß der vertretende Regent im Schloß, der Herr Ober-Schloßinspektor Möller, Alles aufbot, um das Schloß und sich selber in der notwendigen Weise für den so seltenen hohen Besuch vorzubereiten. Denn, wenn's gut ausfiel, so kalkulierte er, so mußte die Anwesenheit des Landesvaters zur Erfüllung einer Anzahl von Partikularwünschen der Möller'schen Familie beitragen. Der

Hausvater verzehrte sich schon längst vor Sehnsucht nach dem fürstlichen Orden vom Ritterkreuze, für den Sohn bildete ferner das Ideal seines Lebens die Erlangung eines Offizierpostens, und für seine Tochter Mathilde erträumte er sowohl, als sie selbst, die Anstellung als Hofräulein. Nun, wenn Seine Hoheit, der Fürst, jetzt also das Jagdschloß betrat, so konnte man ihm ja irgend ein bittendes Wörtchen von dem zuflüstern.

Vor allen Dingen galt es daher, Serenissimo zu gefallen. Die Möller'schen wußten, daß Se. Hoheit ein großer Freund von Hechten war. Der Herr Ober-Schloßinspektor Möller erließ daher im ganzen Bereich seiner Domäne ein Proklam gegen Alles, was Hecht hieß.

Diese Proklamation vernahm auch der alte Schmidt, ein Ortsarmer, der regelmäßig die Ahnenburg erklimm, um in deren Küche ein bescheidenes Supplein zu sich zu nehmen.

Der alte Schmidt kannte allerdings jeden Fußbreit seines freilich sehr engen Vaterlandes. Er schlich sich an einen gewissen Teich, warf sein Netz aus und fing einen prächtigen Hecht, welchen er lebend, hübsch in feuchte Blätter gehüllt, dem Schloßinspektor unterhändigst überbrachte. Herr Möller war überfellig und hätte fast einen Freudenprung gethan bei dem Anblick des außerordentlich schönen und großen Fisches; er streichelte freudestrahlend und schmunzelnd die Schuppen des Thieres und hätte beinahe einen Ruß auf das spitze Hechtmaul gedrückt.

„Jetzt kann mir die Ordens-Auszeichnung nicht entgehen!“ rief er triumphirend aus.

Dem glücklichen Fischer aber ward ein ansehnliches Geldgeschenk in die Hand gedrückt und in der Küche ein luxuriöses Mahl, bestehend aus allerlei Braten und Wein, vorgesetzt. Dann brachte man den Hecht in den kleinen Schloßteich, wo er sich bis zur Ankunft des hochgebietenden Herrn Fürsten seines Daseins weiter erfreuen sollte.

Der alte Schmidt verließ natürlich sehr befriedigt das Schloß und überdachte mit innerer Befriedigung und Behagen, wieviel Menschen er heute glücklich gemacht; zuerst sich selber, der er gut gespeist worden und eine respektable Geldsumme erhalten hatte; dann den Herrn Schloßinspektor und dann zuletzt den hechtliebenden Fürsten — wie wird sich Serenissimus über den stattlichen Hecht freuen — ei, ei! Wünsche gesegnete Mahlzeit!

Das schöne Frühstück in der Schloßküche ließ aber dem alten Schmidt keine Ruhe. Er grübelte den ganzen folgenden Tag nur darüber, wie er noch einmal so luxuriös speisen könne.

Endlich glaubte er die Lösung des Räthfels und somit ein geeignetes Mittel gefunden zu haben. Er wußte ja, wo sich der Fisch, sein Fisch, befand — bei einbrechender Nacht schleicht er sich zum Schloßteich, lockt durch Brocken einer Semmel den Hecht herbei und nach einer Stunde befindet sich das Thier zum zweiten Male in der Gewalt des alten Schmidt.

Am Morgen wird der Hecht dem Herrn Schloßinspektor natürlich überbracht, der diesmal in der That einen Freudenprung ausführte.

Der alte Schmidt aber geht nach einem glänzenden Frühstück und von Neuem mit einer Geldspende versehen, nach Hause.

Ehe er jedoch ging, erlaubte er sich, dreist gemacht durch den Erfolg, dem Schloßinspektor weitere Hechtlieferungen anzubieten, da er eine Gegend kenne, wo sich Hechte in Menge aufhielten.

„Wo ist diese Gegend?“ fragte Herr Möller. Der alte Schmidt ward leicht verlegen. „Der Herr Ober-Schloßinspektor,“ so sagte er, „wollen verzeihen, wenn ich den Ort als ein Geheimniß bewahre. Aber ich kann noch mindestens ein halbes Duzend besprechen.“

„Ein halbes Dutzend?“ rief Herr Möller entzückt und schlug vor Freude und Seligkeit die Hände so kräftig zusammen, daß es laut schallte; „was wird Serenissimus dazu sagen!“

Um es kurz zu sagen, der geriebene Alte wiederholte sein Experiment noch weitere vier Mal, wobei jedesmal der abgelieferte Fisch in den Schloßteich gesetzt wurde, um in der folgenden Nacht wieder von dem alten Schmidt herausgeholt und als neues Exemplar abgeliefert zu werden.

Wer weiß, wie oft noch der durchtriebene Hechtlieferant seinen einträglichen Handel fortgesetzt haben würde! Am sechsten Morgen aber sprengte ein fürstlicher Leibjäger in's Schloß und verkündete Serenissimis Ankunft für den nächsten Tag.

„Gott sei Dank,“ murmelte Herr Möller, „ich kanu Se. Hoheit mit gutem Gewissen erwarten. Habe ich doch sechs große Hechte im Schloßteich.“

In der Küche ward eiligst das Menu entworfen:

- Majonaise von Hecht.
- Gebratener Hecht.
- Hecht grün.
- Gebackener Hecht.
- Hechttragout.

Es war nur schade, daß die Köchin kein Rezept wußte, um auch zwischen Käse und Kaffee noch ein Hechtgericht einzuschalten — den sechsten wollte man für den Abendtisch aufbewahren.

Während dieser Berathung saß der alte Schmidt in einer Ecke der Küche und hörte dem Gespräche aufmerksam zu.

„Hecht, Hecht und kein Ende!“ Diese Aufzählung von Fischen und pikanten Saucen erweckte in ihm einen unwiderstehlichen, fürchterlichen Appetit.

Von dem Sinnen- und Jungenreize überwältigt, wankte er ganz zerstört hinaus, seiner Hütte entgegen. Dort suchte er sich das bereits fest in sein Gehirn gedrungene Menu aus dem Kopfe zu schlagen — vergebens! Während der ganzen Nacht verließ ihn kein reizendes Traumbild nicht — die 6 Hechte tanzten nämlich einen satanischen Geisterreigen um ihn, erhoben sich aus ihren Saucen und lachten ihn freundlich an — ein fürchterliches Traumbild! —

Am nächsten Morgen war großes Allegro im Jagdschloß, der fürstliche Gast war vor- und eingefahren.

Während nun oben im Empfangssaal die Familie Möller die unterthänigsten Honneurs machte, sichtigte das Küchenpersonal mit leidenschaftlichem Eifer nach den 6 Hechten im Teiche.

Der Köchin am großen Herd begannen mittlerweile schon alle Saucen anzubrennen; wüthend telegraphirte sie mit ihren rothen, fleischigen Armen durch das Fenster den Leuten am Teiche zu, sich zu beeilen.

Und oben drängte bereits der Landesvater zum Diner! Er habe es eilig! Er könne nicht lange weilen!

O diese verdammten Hechte! Von den 6 Exemplaren wollte sich nicht ein einziger fangen lassen. Das Höchste, was der Fischzug ergab, waren ein paar Frösche!

Da kam ein Knabe herbei. In einiger Entfernung blieb er stehen. „Pst! Pst!“ machte er zu den unglücklichen Fischern; „der alte Schmidt sichtet mich; er läßt Euch sagen, Ihr solltet Euch nicht weitere Mühe geben; im Teiche sind keine Hechte mehr.“

„Was? Keine Hechte?“

„Nicht ein einziger,“ bestätigte der Junge.

„Die Hechte haben so große Furcht vor der Ankunft des Herrn Fürsten gehabt, daß sie sich schon in aller Frühe auf- und davongemacht haben. Der alte Schmidt weiß es genau; er

ist ihnen gerade begegnet, wie sie über die große Wiege sprangen.“ Damit lief der Junge fort.

Die Leute beeilten sich, die Unglücksbotschaft dem Schloßinspektor mitzutheilen.

Diesem wollte vor Schreck der Schlag treffen! Hinaus stürmte er hastig; bald stand er in der Hütte des alten Schmidt, der, anscheinend recht krank, auf seinem Strohsack lag.

„Mensch — gib mir meine Hechte wieder!“ donnerte ihm der Schloßinspektor entgegen.

„Den Hecht?“ erwiderte der geriebene Alte, „dort auf dem Tische liegt sein Gerippe! Erbarmen! Herr Ober-Schloßinspektor! Ich konnte mich nicht bezwingen . . . Ihr Hechtpeisetzettel war zu verführerisch . . . in der Nacht stand ich auf, sichtigte mir den Hecht aus dem Teich und verspeiste ihn selber.“

Möller stürzte an den Tisch und fand wirklich die erwähnten Ueberreste eines Fisches nur. Ein leiser Hoffnungsschimmer übersog sein Gesicht.

„Hallunke, also nur einer wurde gestohlen — wo sind die fünf anderen?“

„Die Hechte sind raubgierige Thiere,“ erwiderte der Gefragte, „wahrscheinlich hat einer den anderen verpeist und ich den letzten.“

Hierauf wandte der alte Schmidt dem Schloßinspektor seine Kehrseite zu und stöhnte, als sollte er augenblicklich sein verruchtes Leben verlassen. Gebrochen kehrte Möller auf die Ahnenburg zurück — mit dem Hechtdiner war es nichts.

In aller Eile mußte nun einem alten Hahn der Hals umgedreht werden. Statt des herrlichen Hechtmenüs war man gezwungen, dem hohen Gaste einen mageren Braten nebst Eierpeise vorzusetzen.

Der Fürst war ungnädig; der Herr Ober-Gutsinspektor stand wie auf einem Vulkan; es berührte ihn peinlich und namentlich der Umstand, daß er nunmehr seine Partikularwünsche nicht zu den Ohren seines Landesvaters bringen konnte.

Ja, ja — der Mensch denkt, Gott lenkt!

Auf der Bärenjagd.

Ein Erlebnis, wiedererzählt von Alex. Sander.

(Nachdruck verboten.)

Bei Trönningen in Norwegen begab sich einstmal Jakob Svensen auf die Bärenjagd. Ein vor ihm auf eigene Faust umherspekulirender Bärenjüngling wird von ihm erpäht, angeschlichen und glücklich erlegt. Der Schütze steht eben im Begriff, sein Gewehr wieder zu laden, wird aber bei diesem Geschäft durch ein zorniges Stöhnen gestört, bevor er noch die Kugel im Laufe hat.

Die Mutter des Pehz hat sich nämlich bei der Leiche des Sohnes eingefunden, sie beleckt, umhergewälzt, sich von der Erfolgslosigkeit ihrer Wiederbelebungsbemühungen überzeugt und sieht sich jetzt nach dem Thäter um. Scharf und finsternen Auges umherblickend, entdeckt sie den Schützen; hoch aufgerichtet und mit aufgesperrtem Rachen geht sie auf den Feind los, die Vorderpranken zur tödtlichen Umarmung ausgebreitet.

Alles das war indeß das Werk eines Augenblickes und dem Jäger blieb daher in diesem kritischen Augenblicke nur das eine beliebige Auskunftsmitel übrig: rasch das Gewehr überzuwerfen und einen Baum zu erklimmen. So haupelte denn auch unser Held in größter Eile bauman.

Es sei hier bemerkt, daß die norwegischen Bären nicht klettern, weil es hier keinen Honig in den Bäumen giebt. Dennoch wissen sie den zeitweiligen lebenden Früchten auf den Bäumen

beizukommen. — Was war nun zu thun? —

„Vor allen Dingen einmal die Kugel in die Flinte,“ sagte Jakob. Aber, o Himmel, der Ladestock war beim Hinaufklettern verloren gegangen!

Während nun Jakob nachdenkt, was er thun soll, hat sich „Mutter Binne“, wie sie hier die Bärenmutter nennen, verschiedene Male so hoch wie möglich an dem Stamme aufgerichtet, die Klauen drohend in denselben eingeschlagen und in der ersten blinden Wuth vergebliche Versuche gemacht, ihn umzureißen. Jetzt kommt sie auf einen besseren Gedanken.

„Der Bär hat die Stärke von zehn Männern und die Klugheit von zwanzig,“ sagt ein norwegisches Sprichwort. — Die erzürnte Bestie fängt an, unten am Stamme zu graben; die rothen, ockergefärbten Schollen fliegen rechts und links — bald liegt eine der horizontalen Wurzeln frei und ein tüchtiger Biß der stählernen Klauen zerschneidet sie mit Leichtigkeit. Aber die norwegische Tanne sendet in der Regel viele solcher Horizontalstränge rings aus ihrem Wurzelstock, und sie muß das, um sich in der losen Schicht des verwitterten Glimmerschiefers und des spärlichen Rasens halten zu können.

Die Arbeit scheint somit langwierig zu werden und Svensen sieht sich den Verlauf derselben verhältnismäßig ruhig an. Wer aber beschreibt seine Bestürzung, als plötzlich, wie aus der Erde hervorgezaubert, zwei vollständig ausgewachsene Exemplare desselben begabten Thieres der ergrimmten Bärenmutter rechts und links zur Seite stehen und mit furchtbaren Kräften Steine, Sand und Rasen um den Stamm hoch aufwerfen, so daß bald keine Spur von Grün mehr vorhanden und in kurzer Zeit der Fels wie die Wurzel bloßgelegt war.

Jetzt begann die Sache bedenklich zu werden. Svensen schrie um Hülfe. Aber „so weit er die Stimme, die rufende schickte“, kein Echo erklang, als das wüthende Brummen der drei Ungeheuer zu seinen Füßen. Endlich sind alle Nebenseiler des Baumes bis auf die Wurzel durchnagt, — sie trogt freilich noch den Bissen; doch schon beginnt der Baum zu wanken, da die Felsenpalte, in welche die Wurzel sich gesenkt hat, nur wenig mit Erde gefüllt ist. Der eine Bär scharrt, die anderen beiden fangen an, den Baum zu rütteln. Der Wipfel, den der bedrängte Held sich zum Sitz erkoren hat, beginnt bedenkliche Vögen in der Luft zu beschreiben und schon wird es dem Armen schwer, sich eben nur noch festzubalzen; da geht ihm gar noch zu allem Unglück die Stimme aus — er hat sich heiser geschrien. Schwindlich von dem gewaltsamen Schaukeln, halbtodt aus Angst vor dem schrecklichen Tode, giebt er jetzt die Hoffnung auf und beschließt Gott seine arme Seele. — Da plötzlich ertönt das Anarren eines Wagens, die Bestien stutzen und unterbrechen ihr fürchterliches Geschäft.

Bier stattliche Bauern, mit Aerten über den Schultern, nähern sich vorsichtig, aber ruhig dem Schauplatz. Sie hatten das sonderbare Schwanzen des einzelnen Baumwipfels bemerkt — denn zu hören war Svensen schon längst nicht mehr — und schickten sich eben an, die Ursache zu spähen, als die drei Bestien den Rückzug antraten, ohne ihrem erkorenen Opfer dort oben auch nur einen einzigen Blick mehr zu schenken.

Der arme Jakob aber vermochte in Folge der Schreianstrengungen nicht nur Monate hindurch kaum zu sprechen, er litt auch lange noch durch die heftigen Schwanzen des Baumes an Schwindelzufällen. Schließlich hatte er zum Schaden noch den Spott zu tragen, da man ihm seitdem den Beinamen „Schaukel-Jakob“ gegeben hat.

Alexander Ziegler. (Zu unserem Bilde auf Seite 89.) Der Mann, dessen wohlgetroffenes Bildniß an dem freien Blick der hellen Augen, an dem energischen Gesichtsausdruck den Forschungsreisenden sogleich erkennen läßt, ist Alexander Ziegler, dessen Tod im Frühjahr dieses Jahres nicht allein das Thüringerland, das seine engere Heimath war, tief beklagt hat. Ruhla, die schon umwaldete Centrale der Pfeifen- und Spielwaarenindustrie Thüringens, ließ ihn am 20. Januar 1822 das Licht der Welt erblicken und ebenda ruht jetzt der treffliche Reiseforscher vom irdischen Dasein aus, nachdem er von langem Siechthum am 8. April d. J. in Wiesbaden durch den Tod erlöst worden. Der aufgeweckte Knabe wurde von seinem Vater, einem wohlhabenden Fabrikanten, zuerst nach Schnepfenthal in die Salzmann'sche Erziehungsanstalt und dann nach Eisenach auf's Gymnasium geschickt. An der Universität Jena begann dann Alexander Ziegler seine ernsthaften Studien von Geographie und Völkerkunde. Sie wurden ihm seit 1846 Wegeweiser für seine Wanderfahrten, die ihn länger als 12 Jahre durch Nordamerika, Westindien, durch Spanien und den Orient, nach Schottland, Norwegen, nach Lappland und Schweden führten. Ueber jede dieser Reisen verfaßte er Bücher, meist bei F. Z. Weber in Leipzig erschienen, in denen alle von ihm bereisten Länder in trefflicher Sprache, namentlich auch nach ihrer politischen und wirtschaftlichen Bedeutung Würdigung fanden. Der wegmüde Reisende zog sich dann, von mancherlei Gebreiß heimgesucht, nach Ruhla zurück und gab bis zum Jahre 1884 manches gute Werk, insbesondere über sein engeres Vaterland heraus. Ein großes „Reisehandbuch durch Thüringen“ (Leipzig, Bibliogr. Institut) verfaßte er gemeinsam mit dem Superintendenten H. Schwerdt-Waltershausen und für seine Vaterstadt und deren Industrie wurde er ein liebevoller und auch zuverlässiger Geschichtsschreiber. Sein bei aller Entschiedenheit des Charakters mildes und herzlichendes Wesen hatte dem trefflichen Manne überall Freunde verschafft. Ruhla aber und ganz Thüringen ehren das Andenken an Alexander Ziegler mit ganz besonderem Recht; er war einer der besten Söhne des Thüringer Landes.

In der Schule. Lehrer: „Warum soll man vom Todten nichts Schlechtes sprechen?“ — Schüler (nach einigem Zögern): „Weil er uns sonst wegen Beleidigung verklagt.“

Gemeinnütziges.

Um Hufe weich und elastisch zu erhalten, hat man verschiedene Hufschmierer, zum Theil unter hochtönenden Namen, empfohlen und auch angewendet; aber keine von allen hat ihren Zweck erfüllt, weil die aus Thierfett bereiteten auf dem Hufe ranzig werden und dann reizend und austrocknend wirken und wie die mit Harzen oder ätherisch-brenzlichen Stoffen verfehten auf den Hufen feste, harte Krusten bilden, welche die Einwirkung der Feuchtigkeit abhalten und dadurch das Hufhorn spröde und bröcklich machen. Seit das Vaselin, welches nie ranzig und trocken wird, hergestelt wird, läßt sich durch Verbindung desselben mit Glycerin, welches das Horn sehr erweicht, aber für sich allein zu leicht vom Wasser abgewaschen wird, eine Hufschmiere zusammensetzen, welche sich gegen spröde und bröckliche Hufe vorzüglich bewährt. Sind aber die Hufe nicht spröde, so ist es vortheilhafter, überhaupt keine Schmiere anzurufen, sondern die Hufe nur täglich ein- bis zweimal mit reinem Wasser gut abzuwaschen und bei trockener Witterung oder bei längerem im Stallstehen täglich etwa 4-6 Stunden lang nasse Lappen um die Hufe zu legen, doch vorher jedesmal die Hufe gründlich abzuwaschen.

Homonym.

Du liebst mich nicht an Wäsche und Tapeten,
Auch nicht, wenn mir ein Mensch im Wesen gleicht,
Und bin als Grekutor ich vertreten,
Wird mir gewiß kein froh Gesicht gezeigt.
Doch gelt' ich viel bei aller Art Gebäuden,
Ich bin ein Szepter in des Künstlers Hand
Und magst du mich alsdann recht gerne leiden,
Wenn ich als treue Stütze mich erfand.
Auflösung folgt in nächster Nummer.



Zuwiel verlangt.



Elfriedchen fährt in einem kleinen Wagen ihren Hampelmann im Grünen spazieren, indem sie die Rolle einer vorgepannten Kuh übernimmt: „Muh! muh!“

Klärchen: „So — halt! Jetzt mußt Du wieder muh rufen, Elfriedchen, und dann mit dem Schwanz wedeln und Gras fressen!“

Die magischen Würfel.



Die Würfel sind zu einem Quadrat zu ordnen. Bei richtiger Stellung bilden die Buchstaben der gleichen Flächen, in welcher Richtung man sie auch liest, vier Worte. Jedes Wort ist viermal vorhanden.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Scherzaufgabe.

Wem geht die Sonne nie früh genug auf?

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:

Der Laufbursche.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Der Weise kann die Günst des Mächtigen entbehren, doch nicht der Mächtige des Weisen Lehren.

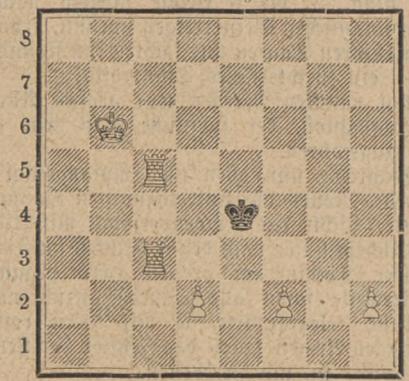
Sagenfrühstück. (Zu unserem Bilde auf Seite 93.) Die warme Morgensonne hat „Frau Murr“ und ihre wohlgeledeten Sprößlinge aus dem Korbverließ hervorgeleckt, in welchem sie, unter einer alten Pferdedecke wohlverwahrt, die Nacht in warmer Gemeinschaft verbracht hatten. Schon hat die Magd ihnen den Futternapf gefüllt; begierig schlürfen zwei holde Sagenkinder von der angewärmten Morgensuppe und das dritte ruft Brüderchen Faulpelz, der noch nicht aus dem warmen Lager heraus wollte; zum Frühstück. Die „Mama“ wartet in zärtlichster Selbstlosigkeit auf ihre Herzstärkung, bis die Kinder sich gelabt haben und vermischt ungen ihren besten Sohn bei der Schüssel, den schlanten und gewandten Hinz. Das hoffnungsvolle Käterchen ist indessen hinter ihrem Rücken schon auf der Bildfläche erschienen. Er hat in der dunklen Scheuer eine kleine Streife auf „Widprei“ mit glücklichen Erfolge gemacht und sich feister Mäusebraten bekommt auch dem nüchternen Magen vortrefflich. Ja, „was ein Kater werden willst, maust bei Zeiten.“

Die Stadt des Herodes. An den Ufern des Sees von Tiberias ist eine bemerkenswerthe Entdeckung gemacht worden. Antike Ruinen auf der schmalen Ebene südlich von der neuzeitlichen Stadt waren zwar längst bekannt, aber nicht beachtet. Robinson glaubte bewiesen zu haben, daß die Stadt des Herodes dort, wo heute die neue steht, gelegen habe. Dr. Schumacher hat nun jene Ruinen durchforscht und die Reste einer Stadtmauer aufgenommen, die wahrscheinlich die Herodesstadt umschlossen hat. Dieselben sind drei englische Meilen lang und bilden ein mit der langen Seite gegen den See gewendetes Rechteck. An der Südwest-Ecke desselben erhebt sich eine Anhöhe, 500 Fuß hoch, welche die Stadtmauern hinaufsteigen und mit umgürtet. Diese Hochfläche ist von Ruinen getrübt, die aber wegen des starken Gestrüpps, das sie überwuchert, noch nicht untersucht werden konnten. Wahrscheinlich sind es die Trümmer des Herodespalastes, sicher aber die einer Festung, und es wäre dies also die Akropolis von Tiberias, das zur Zeit Christi nicht ein elendes galliäisches Dorf, sondern eine große und schöne Stadt war, die sich eine Meile am See entlang zog, beherrscht von der Citadelle auf jener Höhe.

Scharh.

Aufgabe Nr. 12.

Schwarz.



A B C D E F G H

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem 4. Zuge Matt.

Logograph.

Der Glaube hat dem Höchsten mich geweiht; Verseß' die Zeichen, ist's ein Priesterkleid.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Ideal. — Schauer.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigirt von G. Böbel in Berlin.
Gedruckt und herausgegeben von John Schwerin's Verlag, H. G., in Berlin W., Behrenstr. 22.